

stürzt die Mächtigen vom Thron) und einer ökonomischen Revolution (die Hungernden beschenkt er mit Gaben). Darin sahen Frauen ein Zeichen des Erbarmens Gottes (Lk 1, 54f). Was ist aus diesem Lied geworden, das heute zum festen Bestand des kirchlichen Abendgebets gehört? Heute braucht es erneut Mut, sich diesem Befreiungsprogramm in der Kirche zu verpflichten, die Frage nach der Legitimität kirchlicher Traditionen und Strukturen nicht verstummen zu lassen und die bestehenden Situationen positiv zu unterlaufen. Konkret kann Zivilcourage in der Kirche heißen, „das Fenster der Verwundbarkeit“ (D. Sölle) offenzuhalten, an die prophetische Wahrheit zu glauben, die oftmals bei der verlierenden Minderheit und bei den Verletzten zu finden ist; es kann auch heißen, sich jene fundamentale Angst einzugestehen (und sie zuzulassen), die nach S. Kierkegaard auf die Seite der Freiheit und des Lebensmutes gehört und ohne die keine wirkliche Menschwerdung möglich ist⁹.

Johannes Gründel Welche Tugenden braucht der Christ heute?

Neben der Zivilcourage, die heute schon deshalb von den Christen in besonderer Weise gefordert ist, weil sich ihrem Wirken große Widerstände entgegenstellen, braucht es nach Gründel eine Reihe neuer „Kardinaltugenden“, die vom heutigen Christen gefordert sind, wenn er dem Anspruch unserer Zeit gerecht werden will. Gründel nennt Wahrhaftigkeit, Vertrauen, Geschwisterlichkeit und Hoffnung. In ihnen wird heutiges Glaubensverständnis in ethischen Haltungen und Handlungen sichtbar. red

In den letzten beiden Jahrzehnten wurde in der Moraltheologie über den heute neu geforderten induktiven Ansatz einer theologischen Ethik, über das Proprium einer christlichen Moral und über die verschiedenen Argumentationsmodelle viel diskutiert. Das Thema der Tugenden jedoch blieb weithin ausgeblendet. Heute erscheint es neue Aktualität zu erhalten. Ein ganzes Heft der internationalen Zeitschrift Concilium ist dem Thema „Werte und Tugenden im Wandel“ (Juni 1987) gewidmet.

1. Wandel der Tugenden

In der klassischen griechischen Ethik bei Platon und Aristoteles spielen die Tugenden eine große Rolle. Auch der moraltheologische Teil der Summa theologica von Thomas von Aquin ist ganz und gar nach dem Schema der vier Kardinaltugenden Klugheit, Gerechtigkeit, Tapferkeit und Maßhaltung aufgebaut, wobei Thomas noch die

⁹ Vgl. D. Sölle, Das Fenster der Verwundbarkeit, Stuttgart 1987, 134–136.

drei göttlichen Tugenden Glaube, Hoffnung und Liebe voranstellt.

Ursprünglich meint Tugend eine Kraft, ein Vermögen oder die Befähigung, etwas zu wirken und durchzustehen. Tugenden wollen eine über den einzelnen Akt hinausgehende Befähigung und Wertantwort des Menschen gewährleisten. Aristoteles sieht Tugend an als „das Äußerste dessen, was ein Mensch sein kann“, also als die Erfüllung menschlichen Seinkönnens. Es geht also in der Tugend um richtiges Verhalten des Menschen, um einige grundlegende Aussagen über jene menschlichen Fähigkeiten, die für das Glücken und Gelingen des Lebens und Zusammenlebens erforderlich erscheinen.

Die Ausbildung von
„Kardinaltugenden“

Platon nahm noch entsprechend den drei Grundfunktionen menschlichen Handelns – dem Lehren, dem Sich-Wehren und dem Sich-Ernähren – und analog zu den drei gesellschaftlichen Ständen – dem Lehrstand, dem Wehrstand und dem Nährstand – die drei entsprechenden Tugenden an: *Weisheit* oder *Klugheit*; *Tapferkeit*; *Maßhaltung*. Für das rechte Zusammenwirken dieser drei Tugenden und für die Harmonie im psychischen wie im politischen Bereich habe die Gerechtigkeit als vierte Tugend zu sorgen. Diese vier Grundtugenden sind schließlich im christlichen Abendland unter dem Einfluß der Stoa als „Kardinaltugenden“ übernommen worden. Ambrosius spricht das erstmal von ihnen. Augustinus übernimmt sie und führt sie auf die Gottesliebe als Prinzip zurück, während Benedikt von Nursia in der Demut die Mutter aller Tugenden erblickt. Papst Gregor I. verbindet diese vier Kardinaltugenden mit den drei theologischen Tugenden Glaube, Hoffnung und Liebe und mit den sieben Gaben des Hl. Geistes. Schließlich ist es Thomas von Aquin, der diese drei theologischen Tugenden und die vier Kardinaltugenden als Grundgerüst für seine spezielle Moraltheologie nimmt, wobei für ihn in besonderer Weise der theologische Ansatz dadurch unterstrichen wird, daß er alle diese Tugenden auch als „eingegossene“ oder eben von Gott gnadenhaft gewirkte Fähigkeiten des Menschen ansieht. Damit nimmt er einer Tugendmoral jenen der stoischen Ethik eigentümlichen Leistungscharakter und bringt den Geschenk- und Antwortcharakter christlichen Verhaltens stärker zum Ausdruck.

Wenngleich im Verlauf der abendländischen Geschichte immer wieder der Rückgriff auf die Lehre von den Kardinaltugenden erfolgte, so begegnen wir doch auch anderen Aufstellungen. Das Neue Testament kennt keine eigene Tugendlehre, sondern greift auf Kataloge von Tugenden und Lastern der spätjüdischen Tradition zurück. Entspre-

chend dem endzeitlichen Charakter der Heilsbotschaft Jesu werden die Grundhaltung der Wachsamkeit, die Bereitschaft, die Nüchternheit, die Standfestigkeit und Hoffnung besonders unterstrichen. Paulus betont im ersten Korintherbrief den Primat der Liebe gegenüber Glaube und Hoffnung (1 Kor 13). Im Brief an die Galater werden als Früchte des Geistes genannt: Liebe – Freude – Friede – Geduld – Freundlichkeit – Güte – Treue – Milde – Keuschheit (Gal 5, 25).

Eine völlig andere Lehre von den Tugenden finden wir im Fernen Osten in der chinesischen Tradition, wo stärker das Soziale und die ganzheitlich kontemplative Haltung des Menschen zum Tragen kommt. An erster Stelle steht hier die Ehrfurcht. Die westliche Tugendlehre hingegen trägt mehr rationalen Charakter und zielt auch in den Einzeltugenden stärker auf das aktive Handeln des Menschen.

Erst im 19. Jahrhundert rückten sekundäre Tugenden wie Gehorsam, Demut u. a. in den Vordergrund, wobei gerade eine feudalistische gesellschaftliche Struktur die Zielsetzungen dieser Grundhaltungen mit bestimmte. Ein verzerrtes Gottesbild (Gott als Lückenbüßer) und eine bürgerliche Moral führten zur Entleerung des Tugendbegriffes. Trotz des Versuches einer „Rehabilitierung der Tugend“ durch Max Scheler haben sich angesichts der veränderten sozioökonomischen Struktur die traditionellen Tugenden nicht einfach wieder neu aufwerten lassen. Neue Bedürfnisse lassen nach neu motivierten Grundhaltungen des Menschen fragen. Insofern werden auch heute andere Akzentsetzungen und somit andere Tugenden erforderlich erscheinen, um dem an uns Christen ergehenden Auftrag, gerade in dieser unserer Zeit und Gesellschaft den „Kairos“ als Ruf Gottes zu erfassen, gerecht zu werden. Die Frage „Welche Tugenden braucht der Christ heute?“ läßt sich so umformulieren in „Welche Grundhaltungen und Befähigungen sind gerade heute vom Christen gefordert, damit er dem Anspruch unserer Zeit – das ist ja eigentlich mit ‚Willen Gottes‘ gemeint – gerecht wird?“

Im folgenden sollen vier mir wichtig erscheinende Tugenden genannt werden, ohne daß diese schon als „Kardinaltugenden“ bezeichnet werden müssen. Dabei geht es nicht so sehr um eine Maximierung, sondern um eine Optimierung unseres Menschseins – und zwar individuell auf die persönlichen Möglichkeiten wie auch auf die gesellschaftlichen Erfordernisse bezogen.

a) Wahrhaftigkeit

Wir begegnen dieser Tugend weder in den griechischen noch in den römischen Tugendkatalogen. Wahrhaftigkeit

meint zunächst jene Einstellung, die nicht so sehr und primär den Bezug zum Mitmenschen, sondern zu sich selbst und zur Wirklichkeit betrifft. Wenn im Dekalog das 8. Gebot die Lüge verbietet, so geht doch Wahrhaftigkeit darüber hinaus. Sie beinhaltet nicht bloß die Bereitschaft, nicht mit Absicht etwas Unwahres auszusagen. Wahrhaftigkeit meint mehr als nur Richtigkeit. Sie beinhaltet die Bereitschaft, die eigene Wirklichkeit mit all ihren positiven und negativen Seiten so wahrzunehmen und anzunehmen, wie sie ist. Wenn in der Bibel der Teufel als Vater der Lüge bezeichnet wird, dann umgekehrt Gott als Inbegriff der Wahrheit. Gerade in unserer Zeit wehren sich junge Menschen gegen ein bloß äußeres Fassadenchristentum, gegen leere Worte und Parolen, gegen einen Bürokratismus und gegen hohle Institutionen. Wahrhaftigkeit meint jene Redlichkeit eines Menschen, dem man auch das, was er sagt, abnehmen kann. Wenn Jesus seinen Jüngern zusagt, daß er sie einführen wird in die volle Wahrheit und daß diese Wahrheit sie freimachen wird, dann heißt dies doch: Freiheit wird uns dann geschenkt, wenn wir uns dem anvertrauen können, der von sich gesagt hat, daß er „Weg, Wahrheit und Leben“ ist.

Voraussetzung:
Ich-Stärke
und Mündigkeit

Eine solche Wahrhaftigkeit verlangt Ich-Stärke. Der ichschwache Mensch verdrängt unangenehme Wirklichkeiten und entzieht sich ihnen. Er wird schließlich auch in der Begegnung mit anderen immer wieder ein „Versteckspiel“ vornehmen, um eben die eigenen Schwächen und Schattenseiten zu verbergen. Der wahrhaftige Mensch wird auch und gerade trotz der zugestandenen Schwächen und Fehler das Vertrauen der Mitmenschen nicht verlieren, sondern eher noch an Vertrauen gewinnen. Er kann sich so geben, wie er ist. Solche Wahrhaftigkeit bedarf der Einübung. Sie wird aber auch für den, der um Gottes Erbarmen und die uns zugesprochene Versöhnung weiß, immer wieder neu als Gnadengeschenk erfahren.

Im Grunde genommen besagt Wahrhaftigkeit auch soviel wie Mündigkeit: das Stehen zur eigenen Entscheidung und die Übernahme der Verantwortung. Solche Mündigkeit wird zwar von seiten der Gesellschaft und in den Texten des II. Vatikanischen Konzils vorausgesetzt; doch hat man in der Kirche bisweilen den Eindruck, daß eine Gängelung und eine Außensteuerung der bessere und sicherere Weg wäre. Paulus schreibt im Brief an die Epheser: „Wir sollen nicht mehr unmündige Kinder sein, ein Spiel der Wellen, hin- und hergetrieben von jedem Widerstreit der Meinungen, dem Betrug der Menschen ausgeliefert, der Verschlagenheit, die in die Irre führt. Wir wol-

len uns, von der Liebe geleitet, an die Wahrheit halten und in allem wachsen, bis wir ihn erreicht haben. Er, Christus, ist das Haupt“ (Eph 4, 14–15).

b) Vertrauen

Das lateinische Wort für Vertrauen ist dasselbe wie für Glauben: *fides*. Vertrauen hängt mit Zutrauen, aber auch mit Treue zusammen. Wo Menschen sich gegenseitig nur mit Mißtrauen begegnen, ist ein Zusammenleben schwer möglich, bilden sich Fronten und Blöcke, brechen Feindseligkeiten auf. Selbst wenn wir immer wieder in unserem Vertrauen einmal enttäuscht werden – wo Vertrauen gänzlich ausfällt, wird das Zusammenleben nahezu unmöglich.

Für den Christen ist Vertrauen deswegen auch in besonderer Weise als Grundhaltung gefordert, weil er aus der Offenbarung um Gottes Treue und Zusage weiß. Insofern ist sein Vertrauen kein blindes Vertrauen im Sinne einer Vertrauensseligkeit, sondern ein wissendes Zutrauen darauf, daß etwas letztlich doch gut ausgehen kann und wird. Gerade in der reformatorischen Theologie wurde Glaube wesentlich als Fiduzialglaube, als ein solches Vertrauen, verstanden.

Die Haltung des Vertrauens ist Voraussetzung dafür, verbindliche Beziehungen einzugehen, dem anderen zu sagen: Du darfst mit mir rechnen – und auch vom anderen im Vertrauen seine Zusage anzunehmen, daß er zu mir steht. Nicht umsonst gründet die Ehe als Urzelle der Gemeinschaft auf einem solchen Vertrauenszuspruch. So manchem Menschen fällt heute allerdings eine solche Vertrauenszusage schwer. Wo in der Kirche wie im öffentlichen Leben Vertrauen abnimmt, wächst die Tendenz zur Überwachung und Kontrolle im Sinne von „Vertrauen ist gut, Kontrolle besser“. Dann aber ist ein Leben nach der Botschaft Jesu nicht mehr realisierbar.

c) Geschwisterlichkeit

Wir leiden weithin unter individualistischen Ansätzen einer Moral und Pädagogik der Vergangenheit. Sittliche Verpflichtungen, Glaubensvollzug im Gebetsleben, Schriftlesung und sakramentaler Vollzug (man denke an die alte Beichtpraxis) wurden weithin individualistisch verstanden. Es bedarf heute einer stärkeren Akzentuierung der sozialen Grundstruktur unseres Lebens und des christlichen Glaubens. Solidarität kommt schon in der sogenannten „Goldenen Regel“ – einer Grundformel der Ethik, der wir in allen Kulturen begegnen – zum Ausdruck: „Was du nicht willst, das man dir tut, das füge auch keinem anderen zu.“ In der Bergpredigt wird diese goldene Regel positiv umschrieben: „Alles, was ihr also von anderen erwartet, das tut auch ihnen!“ (Mt 7, 12). Solche Solidarität sollte sich für Christen als „Geschwisterlich-

keit“ niederschlagen. Wissen wir uns doch alle als Getaufte unter dem einen Vater und als Schwestern und Brüder Jesu Christi. Geschwisterlichkeit ist mehr als bloße Hilfsbereitschaft oder Solidarität. Sie weiß um eine innere Zusammengehörigkeit. Sie kennt keine Grenze zwischen Freund und Feind, sondern fühlt sich auch mit dem, der mir als mißratener Bruder oder als mißratene Schwester begegnet, noch zutiefst verbunden.

Geschwisterlichkeit beinhaltet ebenso jene Toleranz, die dem anderen Raum läßt, die ihn – selbst wenn er anders denkt und handelt – nicht nur „duldet“, sondern in seiner Eigenständigkeit gelten läßt. So wandte sich Jesus liebend gerade denen zu, die in seiner Gesellschaft als Ausgestoßene galten: den Dirnen und öffentlichen Sündern; er sprach mit der Samariterin, die ja einem feindlichen Stamm und einer fremden Religion angehörte und dazu noch als Frau unterprivilegiert war. Solche Geschwisterlichkeit findet ihre eigentliche Beseelung durch die Liebe. Wenn die Kirche ein Modell für partnerschaftliches und geschwisterliches Verhalten sein soll, so verlangt dies auch ein ganz anderes Gemeinschaftsbewußtsein, nämlich daß wir alle einer Familie angehören. Dann aber bleibt kein Raum für Klerikalismus oder für ein überzogenes hierarchisches Denken. Dann wird allerdings auch für eine Kritik in und an der Kirche eine entsprechende Solidarität verlangt, die nicht zerstört, sondern aufbaut und gemeinschaftstiftend wirken will.

Geschwisterlichkeit ist Partnerschaftlichkeit, bei der – wie Paulus bereits im Galaterbrief fordert – alle Unterschiede zwischen Abstammung, Geschlecht und dergleichen relativiert sind: „Ihr alle seid durch den Glauben Kinder Gottes in Christus Jesus; denn ihr alle, die ihr auf Christus Jesus getauft seid, habt Christus angelegt; es gibt nicht mehr Juden und Griechen, nicht Sklaven und Freie, nicht Mann und Frau; denn ihr alle seid ‚Einer‘ in Christus Jesus“ (Gal 3, 26–28). In der Kirche ist dementsprechend auch neu zu bedenken, wie und auf welche Weise sich hier Geschwisterlichkeit niederschlägt, z. B. in der kirchlich-liturgischen Sprache, in der Verteilung von Aufgaben und Ämtern oder in wichtigen Entscheidungssituationen.

d) Hoffnung

Noch nie in der Geschichte der Menschheit war die Existenz des Menschen und des Lebens auf der Erde so schwer bedroht wie heute. Erstmals besitzen Menschen die Möglichkeit, Leben auf dieser Erde total zu vernichten. Dies verschärft die Frage nach der Zukunft, macht aber das Thema Hoffnung umso dringlicher. Ohne den Blick nach vorn, ohne Hoffnung, scheint menschliches

Leben nicht mehr belastbar, ja sinnlos. Erschreckend ist die Parole im Mund so mancher junger Menschen: „no future“.

Hoffnung richtet sich auf ein konkret erwartetes, aber noch nicht erreichtes Gut. Sie kommt in Träumen von einem besseren Leben zum Tragen. Dennoch wird jedes rein innerweltliche Hoffen an der Grenze des Todes haltmachen. Der Christ hingegen dürfte gerade aus der Zusage von Leben über den Tod hinaus – das ist ja mit der Auferstehung der Toten gemeint – eine Hoffnung haben, die offenbleibt für die Wirklichkeit auch jenseits dieser unserer Welt. Christliches Hoffen darf zwar niemals an dieser Welt vorbeigehen, darf sich aber auch nicht mit dieser irdischen Wirklichkeit begnügen. Der eigentliche Grund menschlichen Hoffens liegt auf den Verheißungen Gottes und seiner Treue.

Nur wo die Offenheit auf Zukunft hin vorhanden ist, werden wir den auf uns zukommenden Ereignissen begegnen können und von ihnen nicht überrollt werden. Diese Offenheit ist Voraussetzung für Hoffnung. Ihr widerspricht jeder Fanatismus und Fundamentalismus. Wo immer Menschen offen bleiben nicht nur ganz allgemein für die Zukunft, sondern auch für ein weiteres Fragen und Ergründen, für ein „Ja“ zu einer besseren Zukunft, kann man von einer das Leben bestimmenden „Tugend der Hoffnung“ sprechen.

Ein solches Verständnis wird dem Unterwegssein des Menschen auf eine bessere Zukunft eher gerecht. Sie muß auch unsere Moral bestimmen. Hier bedarf es einer „Moral der Vorläufigkeit“, die prospektiv auf die je neu ankommende Zeit ausgerichtet bleibt, ohne die Gegenwart zu negieren. Der Mut zur Vorläufigkeit und zu einer Relativierung schließt jedoch Verbindlichkeit nicht aus; er besagt aber auch, daß wir das Bestehende immer wieder neu zu prüfen haben, ob und inwieweit es der Wirklichkeit hinreichend gerecht wird.

Diese vier Grundhaltungen oder Tugenden, die heute menschliches Verhalten bestimmen sollten, könnte man auch als Kardinaltugend der Zivilcourage bezeichnen. Sie dürfen aber ihrerseits nicht wiederum verallgemeinert werden; sie bilden vielmehr einen Ansatz, eigenständig nach den uns notwendig erscheinenden zeitgemäßen Tugenden Ausschau zu halten und Gott um das Gelingen derselben zu bitten.